

Deutsche *Sprachgeschichte*. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Werner Besch. 1990. Peter Lang Frankfurt am Main · Bern · New York · Paris. 485 S. - Der Johannes Erben zum 65. Geburtstag von Freunden, Kollegen und Schülern dargebrachte Band umfaßt 42 Beiträge von namhaften Philologen aus aller Welt, die zum großen Teil auf einer zu Ehren des Jubilars veranstalteten Fachkonferenz 'Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven' vom 2. bis zum 8. März 1990 in Bonn vorgetragen worden sind. Die Beiträge befassen sich mit der Geschichte der deutschen Sprache, und zwar von den Anfängen im Althochdeutschen bis zur Gegenwart. Dabei werden sowohl sprachwissenschaftliche als auch literaturwissenschaftliche und methodische Aspekte erörtert. Entsprechend dem Hauptforschungsgebiet J. Erbens bilden die Referate zu den jüngeren Sprachstufen des Deutschen, dem Frühneuhochdeutschen und Neuhochdeutschen, den Schwerpunkt. Da es kaum möglich ist, alle Beiträge umfassend zu würdigen, wird im folgenden nur ein Überblick gegeben, wobei die von dem Herausgeber W. Besch gewählte Anordnung im wesentlichen beibehalten wird. Der chronologisch geordnete Band wird eröffnet mit einem Beitrag von H. Brinkmann (Münster), Sprachgeschichte und Sprachsystem in Erinnerung und Gegenwart (S. 11-20). Der Verfasser erinnert als 'Zeitzeuge' an wichtige Stationen der Erforschung der deutschen Sprache und ihrer Geschichte vom Anfang des Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Der Rückblick, der anhand der Lehre großer Forscherpersönlichkeiten (wie J. Grimm, W. Wilmanns, H. Paul, O. Behaghel, F. de Saussure, W. Heisenberg, W. Streitberg, E. Cassirer, H. Naumann, L. Weisgerber, H. Glinz, W. Porzig, J. Trier, Th. Frings, J. Erben, H. Moser, H. Gipper, P. Grebe, G.A.R. de Smet, R. Klappenbach, W.G. Admoni, J. Fourquet und schließlich H. Brinkmann selbst, um nur einige wenige zu nennen) wichtige Etappen der Sprachgeschichtsforschung aufzeigt, ist zugleich beredtes Zeugnis eines inzwischen bereits über siebenzig Jahre währenden Bemühens H. Brinkmanns um die Erforschung der deutschen Sprache. - I. Reiffenstein (Salzburg) setzt sich in seinem Beitrag (Interne und externe Sprachgeschichte, S. 21-29) mit der Frage auseinander, wie eine Sprachgeschichte verfahren soll, die sowohl innersprachliche Entwicklungen wie externe Bedingungen der je historischen Sprachverwendung berücksichtigen will. Dabei skizziert der Verfasser das Konzept einer Sprachgeschichte, die er selbst vorbereitet. I. Reiffenstein will die interne Entwicklung der Sprache nicht (wie bisher zumeist üblich) durch Sprachstadien (Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Frühneuhochdeutsch, Neuhochdeutsch) 'in Portionen' (S. 27) zerlegen, da Veränderungen des Sprachsystems für die Abgrenzung von Sprachstufen ungeeignet seien. Vielmehr soll die innere Entwicklung des Sprachsystems in Längsschnitten dargestellt werden, während für die externe Sprachgeschichte an einer chronologischen Darstellung festgehalten wird. Überlappungen sind bei der getrennten Darstellung von Systemgeschichte und äußerer Sprachgeschichte freilich unvermeidbar. Sie beweisen vielmehr, wie eng interne und externe Sprachgeschichte miteinander verbunden sind. Dem Verfasser ist zu wünschen, daß es ihm gemäß seiner Intention gelingt, Diachronie 'als einen dynamischen Prozeß und nicht als Abfolge von in sich mehr oder weniger homogenen Synchronien darzustellen' (S. 27f.) und damit ein ganz neues Konzept einer Sprachgeschichte vorzulegen. - Ebenfalls programmatisch ist der folgende Beitrag, in dem St. Sonderegger (Zürich) 'Grundsätzliche Überlegungen zu einer literarischen Sprachgeschichte des Deutschen' (S. 31-49) anstellt. Anhand von sechs Problemkreisen (I. Sprachbewußtsein; II. Rezeptive Vorbildung, Übersetzung und Vergleich mit anderen Sprachen; III. Stratigraphisches Spannungsverhältnis innerhalb der Varietäten des Deutschen; IV. Gattungsgeschichtliche und textsortenspezifische Sprachfragen; V. Literarische Sprachsystemgeschichte; VI. Historische und synchronische Typologie der

deutschen Literatursprache) zeigt der Verfasser auf, welche Gesichtspunkte beim Abfassen einer literarischen Sprachgeschichte des Deutschen berücksichtigt werden müssen. Abschließend wird deutsche Literatursprache von St. Sonderegger neu definiert als 'die unter einem besonderen ästhetischen Willen zu Formung und Textstrukturierung stehende Fülle von Sprachformen dessen, was im weitesten Sinn intentional von Dichtern und Schriftstellern als Literatur verstanden und als solche von einer Hörer- oder Leserschaft so aufgenommen wird' (S. 43). Eine solche Definition ist zunächst nur auf eine einzelne Literatursprache anzuwenden. Die Universalien sind dann aus den einzelnen Literatursprachen zu gewinnen. - R. Schützeichel (Münster) behandelt 'Probleme der Erforschung des Althochdeutschen' (S. 51-58), die von grundsätzlicher Wichtigkeit für die historisch-philologische Erforschung der ältesten Sprachstufe des Deutschen sind. Zur Erforschung des Althochdeutschen gehört die entschiedene Hinwendung an die Überlieferung, da das Althochdeutsche stets an die Überlieferung gebunden ist. Die Überlieferung ist als solche heterogen. Sie umfaßt Dichtung und Übersetzungsliteratur in Form längerer oder kürzerer zusammenhängender Texte, Glossierungen lateinischer Texte in mehr als 1.200 mittelalterlichen Handschriften sowie schließlich einzelne volkssprachige Wörter in den Leges, den Capitularien, den Diplomen (und so weiter). Das in der Überlieferung vorliegende Althochdeutsche zeigt sich insgesamt wie eine 'Trümmersprache' (in wohl verstandenem Sinne; siehe S. 52 und 57, Anmerkung 11), die den Forscher zur Vollständigkeit der Erhebung zwingt und gerade keine Auswahl zuläßt. Die Bindung an die Überlieferung verlangt zugleich Respekt vor den Textzeugen und damit vor dem tatsächlichen Überlieferungsbefund, der allein Erkenntnismöglichkeiten in den verschiedensten Bereichen eröffnet, so auch innersprachliche auf der graphematisch-phonematischen, der morphologischen und der semantischen Ebene. R. Schützeichel hebt hervor, daß sich die Kenntnisse der Überlieferung und damit des Althochdeutschen in den letzten Jahrzehnten erheblich verbessert haben, daß damit jedoch noch längst nicht alles bekannt und erforscht sei. Schon allein die hohe Anzahl von über sechzig in jüngster Zeit aufgefundenen glossentragender Handschriften bezeugt, daß die Bemühungen um das Althochdeutsche Frucht tragen und daraus neue Forschungsaufgaben erwachsen. - K. Hyldgaard-Jensen (Göteborg) stellt methodische Überlegungen zur linguistischen Erforschung des Verhältnisses zwischen Althochdeutsch/Altniederdeutsch auf der einen Seite und Altnordisch auf der anderen Seite an (S. 59-66). Ausgangspunkt sind die unterschiedlichen Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte. Nach der traditionellen Auffassung hat sich das Nordgermanische um das Jahr 200 wie das Ostgermanische und das Westgermanische aus dem Urgermanischen entwickelt. Vor allem amerikanische Skandinavisten vertreten dagegen die Meinung, daß sich das Norgermanische erst mehrere Jahrhunderte später aus einer einheitlichen nordwestgermanischen Sprachgruppe entwickelt habe. Den Grund für die divergierenden Auffassungen sieht der Verfasser in der Auswahl der zugrundeliegenden Quellen und in der Methode der Interpretation dieser Quellen. Der Beitrag schließt mit einem neuen methodischen Vorschlag, wonach systematisch typologische Vergleiche der phonologischen, morphologischen und syntaktischen Systeme des Altnordischen auf der einen Seite und der altwestgermanischen Sprachen auf der anderen Seite durchzuführen wären. - Aus der umfangreichen Studie (S. 67-83) von K.J. Mattheier (Heidelberg), der ausgehend von Otfrids von Weissenburg Bemerkungen über den Gebrauch der Buchstaben <z> und <k> in der Evangelienharmonie der Frage nachgeht, ob 'Otfrid als Orthographiereformer' anzusehen ist, ist das Folgende als Ergebnis festzuhalten: Die Zeichen <k> und <z> gehören zu dem zentralen Bestand von Otfrids Zeichensystem. Sie werden mit besonderer Regelmäßigkeit von Otfrid eingesetzt. <k> steht immer für den stimmlosen velaren Plosivlaut. <z> steht für die

alveolare Affrikata [ts] und für die Fortisspirans [s]. Aus dem Textzusammenhang der Evangelienharmonie und der grammatiktheoretischen Tradition, in der Otfrid steht, leitet K.J. Mattheier ab, daß Otfrid in dem Brief an den Erzbischof Liutbert von Mainz, dessen Approbation er für sein deutschsprachiges Werk erbittet, keine orthographische Regel formuliert. Vielmehr beschreibt er eine bestimmte Eigenschaft seiner eigenen Volkssprache im lautlichen Bereich, die zu Schreibungen führt, die dem gebildeten Lateiner als fehlerhaft und 'barbarisch' (S. 68, 78) erscheinen müssen. Der Verfasser hält abschließend drei Fakten fest, die bei einer Deutung der Otfrid-Stelle zukünftig zu beachten sind. 1. Otfrid schreibt den Text der Evangelienharmonie nach den Regeln der lateinischen Orthographie. Der Buchstabe <c> ist im Lateinischen sowohl für den Laut [k] wie auch für den Laut [ts] verwendbar, da die Laute im Lateinischen komplementär distribuiert sind. Da es im Althochdeutschen diese geregelte Komplementarität nicht gibt, wählt Otfrid die Schreibungen <k> und <z>, die auch im Lateinischen lexemgebunden auftreten, und zwar in griechischen Lehnwörtern. 2. Die von Otfrid beschriebene Schreibpraxis von <z> und <k> findet sich an keinem althochdeutschen Schreibort dieser Zeit, auch nicht in seinem Heimatkloster Weißenburg oder seiner Ausbildungsstätte Fulda. 3. Wichtig ist schließlich, daß Otfrid selbst als Korrektor die von ihm als fränkische Eigenheit beschriebene Praxis bei der <z>- und <k>-Schreibung in den althochdeutschen Texten gegen die anderen Weißenburger Schreiber durchsetzt. Otfrid beschreibt in seinem Approbationsschreiben an Liutbert nicht eine bereits vorhandene Schreibpraxis, vielmehr eine dem Althochdeutschen innewohnende Systematik, die er orthographisch selbst umsetzt. Abschließend hält K.J. Mattheier fest, daß Otfrid nicht etwa die Probleme der unterschiedlichen Distribution von [k] und [ts] im Lateinischen und Althochdeutschen lösen will, sondern vielmehr intendiert, die Regelmäßigkeit im Althochdeutschen zu beschreiben, sie orthographisch umzusetzen und das Althochdeutsche dadurch zu 'kultivieren' (S. 79). Mit dieser Deutung der Otfrid-Stelle, die bei der Beschäftigung mit der Sprache Otfrids immer wieder herangezogen worden ist, hat der Verfasser in jedem Fall neue interessante Akzente gesetzt. - R. Bergmann (Bamberg) befaßt sich in seinem Beitrag (S. 85-92) mit Problemen und Aufgaben einer synchronen Wortbildungslehre des Althochdeutschen, die es bislang (noch) nicht gibt. Ausgangspunkt der Studie ist ein methodisches Problem, das sich bei allen Projekten stellt, die die Wortbildung vergangener Sprachstufen zum Gegenstand haben. Während bei der Analyse gegenwartssprachlicher Wortbildungen die Sprecherkompetenz des Forschers hilfreich ist und besonders in die paraphrasierende Bedeutungsbeschreibung eingeht, stellt sich bei der Analyse althochdeutscher Wortbildungen das Problem, diese freilich nicht gegebene Sprecherkompetenz adäquat zu ersetzen. R. Bergmann sieht einen solchen Ersatz gegeben, 'wenn die Basis einer Ableitung oder die Bestandteile eines Kompositums in demselben Text wie die Ableitung oder das Kompositum belegt sind, und zwar möglichst in einem engeren, für die Wortbildung auswertbaren Kontext oder gar in einer paraphraseähnlichen Beziehung' (S. 85). Methodisch ergibt sich daraus der Vorrang der Textüberlieferung vor der Glossenüberlieferung. Die Textüberlieferung des Althochdeutschen ist in dem Althochdeutschen Wörterbuch von R. Schützeichel (4. A. Tübingen 1989) vollständig erfaßt. Dieses Wörterbuch ist inzwischen auch morphologisch erschlossen durch das von R. Bergmann erarbeitete rückläufige Morphologische Wörterbuch des Althochdeutschen, das jetzt erscheint. Daß mit diesem Wörterbuch die Materialaufbereitung für eine althochdeutsche Wortbildungslehre geleistet ist und unmittelbar die Analyse der Wortbildungsmuster einsetzen kann, demonstriert R. Bergmann am Beispiel der Adjektive auf *-în*. In den verschiedenen Teilen des rückläufigen Morphologischen Wörterbuchs des Althochdeutschen (A. Wortarten- und Suffixwörterbuch; B. Grundmorphemwörterbuch;

C. Präfixwörterbuch) sind einerseits diese Adjektive selbst (Teil A) und andererseits die das Grundmorphem des *-in*-Adjektivs enthaltenden Wörter (Teil B) leicht greifbar. Für die Wortbildungsanalyse sind besonders die Stellen von Interesse, an denen Basis und *-in*-Ableitung in unmittelbarer Kontextbeziehung belegt sind. Am Beispiel der Otfrid-Belege für *thorn* und *thurnîn* und der Notker-Belege für *lôrboum* und *lôrboumîn*, die jeweils beide in dem geforderten engeren Kontext bezeugt sind, werden im folgenden Analysemöglichkeiten veranschaulicht. Dabei wird beispielsweise eine bis heute wirksame Funktion der *-in*-Adjektive im Althochdeutschen erkennbar. Auf weitere Fragestellungen und Analysemöglichkeiten (beispielsweise zur Produktivität eines Bildungstyps in althochdeutscher Zeit oder zur morphologischen Durchsichtigkeit und semantischen Motiviertheit der Wortbildungsprodukte) wird abschließend programmatisch hingewiesen. Die mit dem Artikel zugleich vorgeführten Auswertungsmöglichkeiten des neuen rückläufigen Morphologischen Wörterbuches machen besonders deutlich, daß der Verfasser mit dem Wörterbuch einem dringenden Desiderat nachkommt und daß das Werk von allen an der Wortbildung und am Althochdeutschen Interessierten mit Spannung erwartet werden darf. - Die Reihe der Beiträge zum Althochdeutschen wird beschlossen durch ein Referat von R. Große (Leipzig) zur 'Lexik und Syntax im Althochdeutschen' (S. 93-101). R. Große geht anhand des Artikels *bringan* aus dem von Th. Frings und E. Karg-Gasterstädt begonnenen Althochdeutschen Wörterbuch der Frage nach, was dieses Wörterbuch einem 'geübten Lexikographen' (S. 94) an syntaktisch-semantischen Relationen zu erkennen gibt. Aus den fünf Hauptbedeutungen des Verbs (= Sememe) in dem Artikel des Althochdeutschen Wörterbuches (I, Sp. 1384-1395) wird bereits sichtbar, daß *bringan* obligatorisch ein Objekt verlangt. Die Sememe implizieren darüber hinaus jeweils verschiedene Merkmale des Agens (zum Beispiel /+ human/) beziehungsweise des Patiens (zum Beispiel /- belebt/). Vereinzelt ist bei *bringan* sowohl Ausgangspunkt wie Zielpunkt im Satz enthalten. Die im Modell angelegte Vierwertigkeit wird jedoch nur selten ausgefüllt. Insgesamt erscheint *bringan* mit der Valenzanalyse wenig spezifiziert. All diese Informationen sind dem Wörterbuchartikel zu entnehmen, weshalb auch die Valenzforschung das Wörterbuch gewinnbringend nutzen kann. Der Beitrag, den der Verfasser ruhig als Werbung für das Althochdeutsche Wörterbuch verstanden wissen will, verdeutlicht, daß die Artikel im Hinblick auf die Verbvalenz zahlreiche Informationen enthalten, zum Teil nur implizit, zum Teil aber auch bereits in analysierter Form. - Der erste Beitrag des Bandes zum Mittelhochdeutschen, das insgesamt nur in wenigen Referaten thematisiert ist (siehe dazu S. 110, Anmerkung 1), behandelt 'Mittelhochdeutsche Grammatik und Sprachgeschichte' (S. 103-113). K.-P. Wegera (Bonn) äußert zunächst (S. 103-106) in verschiedener Hinsicht Kritik an den vorhandenen Grammatiken des Mittelhochdeutschen, wobei er diese Kritik jedoch nicht als Polemik verstanden wissen will. Vielmehr sei ein andersgearteter Stand für die Entstehungszeit der Grammatiken kaum denkbar. Die Qualität der mittelhochdeutschen Grammatiken wird insgesamt zu Recht beanstandet. Das von P. Wiehl und S. Grosse auf der Grundlage von H. Pauls Grammatik vollständig neu erarbeitete Werk findet in dem Beitrag allerdings nur wenig Beachtung (nur in Anmerkung 9, S. 111, erwähnt). Der Verfasser formuliert einige Prinzipien, die bei einer neu zu konzipierenden Grammatik des Mittelhochdeutschen zu beachten wären. Dabei wird gefordert, daß nur Originalhandschriften beziehungsweise Faksimiles, nicht hingegen Editionen mit normiertem Sprachstand, Grundlage sein dürften. Damit wird ein Standard verlangt, der für das Althochdeutsche längst als selbstverständlich gilt (siehe dazu beispielsweise R. Schützeichel, Historische Treue bei historischer Wort- und Namenforschung, Festschrift für Karl Bischoff zum 70. Geburtstag. Herausgegeben von G. Bellmann, G. Eifler, W. Kleiber, 1975, S. 217-

231, besonders S. 218). Weiteres betrifft die auszuwertenden Quellen. Das Quellen-Korpus muß hinsichtlich der Faktoren Zeit, Raum und Textsorte ausgewogen angelegt sein, wobei die Datierung der Handschrift (nicht des Textes) für die zeitliche Einordnung der Quelle relevant ist. Zudem sollen Quellen herangezogen werden, deren Lokalisierungen und Datierungen möglichst genau und zweifelsfrei vorliegen. Die Texte sind nicht exemplarisch, sondern vollständig auszuwerten. Als letzten Punkt einer 'idealen' mittelhochdeutschen Grammatik hebt der Verfasser hervor, daß Prozessualität und Variabilität in gleicher Weise zum Darstellungsprinzip erhoben werden müssen, das heißt, Varietäten des Mittelhochdeutschen und Sprachwandelprozesse sichtbar werden sollten. - Der folgende Beitrag von H.-J. Solms (Bonn), der die überarbeitete Fassung eines Probenvortrags im Rahmen des Habilitationsverfahrens darstellt, behandelt 'Das System der Präfixverben in der frühesten Überlieferung des Hartmannschen 'Gregorius'' (S. 115-128). Gegenstand sind die schwachtonigen, untrennbaren Präfixe *be-*, *ent-*, *er-*, *ge-*, *ver-* und *zer-*. Die Beobachtungen wurden anhand der Gregorius-Handschrift A gewonnen, die im frühen 13. Jahrhundert im Alemannischen beziehungsweise am Westrand des Ostoberdeutschen, der an das Alemannische angrenzt, entstanden ist. Ein hervorzuhebendes Ergebnis der Untersuchung ist, daß das System der Präfixverben in mancher Hinsicht vom Neuhochdeutschen abweicht. Während im Neuhochdeutschen die Präfigierung normalerweise zu einer Veränderung des semantischen Gehalts des Grundverbs führt, erscheint im Gregorius 'das Präfixverb sehr häufig als semantisch äquivalent zum Grundverb' (S. 122). Im Ergebnis hat nach Meinung des Verfassers eine Verlagerung der Bedeutung des Simplex auf das Präfixverb stattgefunden, auf die 'eine semantische Verengung oder gar der Untergang des Simplexverbs folgt' (S. 122f.). Wie weit die alemannische Handschrift für das Mittelhochdeutsche repräsentativ ist beziehungsweise wie weit sie möglicherweise mitten in dem Prozeß der Veränderung steht, kann nur eine (noch ausstehende) übergreifende Analyse des Mittelhochdeutschen erweisen. - Ebenfalls mit dem Mittelhochdeutschen befaßt sich der Beitrag von E. Koller (Würzburg), der die Geschichte des Wortfeldes 'gesund' (S. 129-140) zum Gegenstand hat. Eine Synopse des Wortfeldes von 'gesund' im Neuhochdeutschen mit demjenigen des Mittelhochdeutschen zeigt einerseits lexikalische Kontinuität im Zentrum des Wortfeldes (*gesund* > *gesund*, *heil* > *heil*), andererseits Unterschiede, insofern manche Wörter aus dem Wortfeld ausgeschieden (mhd. *ganz*, *starc*, *vrut*) und andere hinzugekommen (nhd. *wohl*, *frisch*, *munter*) sind. Bei *gesunt* / *gesund* ist die Position des Archilexems vom Mittelhochdeutschen bis heute durch eben dieses Lexem besetzt. Es bleibt ausdrucksseitig und inhaltsseitig konstant. Mhd. *heil* läßt dagegen bei ausdrucksseitiger Kontinuität eine zunehmende Bedeutungsspezialisierung erkennen. Die ursprünglich allgemeine Verwendbarkeit von *heil* für 'gesund' wird schließlich eingeschränkt auf Zustände des Unversehrtseins. Zum mittelhochdeutschen Wortfeld von 'gesund' gehören schließlich auch die Lexeme *ganz*, *starc*, *fruot*. Die Verwendung von *ganz* im Sinne von 'unverletzt, ganz' sei gegenwartssprachlich nicht mehr möglich und die Bedeutung 'unbeschädigt, heil' nur noch (umgangssprachlich) auf Sachen zu beziehen. Der semantische Zusammenhang zwischen der 'Stärke' und der 'Gesundheit' hat in spätmittelhochdeutscher und frühneuhochdeutscher Zeit zu der Bedeutungsübertragung *starc* > 'gesund' geführt, was sich besonders im Sprachgebrauch Martin Luthers zeigt. Mhd. *vrut* 'gesund, froh, frisch, munter' ist im Neuhochdeutschen untergegangen, wenngleich im Wortfeld 'gesund' mit *frisch* und *munter* zwei Adjektive zur Verfügung stehen, die semantisch ebenfalls das Merkmal der Vitalität und Lebenskraft enthalten. Neben den hier zusammengefaßten Ergebnissen bietet der Beitrag kurze morphologische Angaben zu den Lexemen und ihren Antonymen und vor allen Dingen veranschaulichende Beispiele aus dem

Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen. - Die Reihe der Beiträge zu den jüngeren Sprachstufen des Deutschen, die gut zwei Drittel des Bandes ausmachen, wird durch ein Referat von O. Reichmann (Heidelberg) eröffnet: 'Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Geschichte des Deutschen?' (S. 141-158). Unter Sprache ohne Leitvarietät wird eine solche verstanden, deren Dialekte, Fachsprachen und Gruppensprachen (und so weiter) unter Gesichtspunkten ihrer Bewertung durch die Sprachbenutzer auf einer gleichen Prestigeebene nebeneinander stehen. Eine Sprache mit Leitvarietät ist demgegenüber eine solche, deren Varietäten von den Sprachteilhabern ein unterschiedlich hohes Prestige zugeschrieben wird (S. 141). Sprachgeschichtliche Veränderungen sucht der Verfasser im folgenden sprachsoziologisch zu erklären, da eine Erklärung von Veränderungen der Sprache aus den Anforderungen an die Darstellungsleistung der Sprache oft versagt. O. Reichmann formuliert die These, daß in dem Maße, in dem einer Sprache eine Leitvarietät fehlt, 'dies zu hoher Varianz von Einheiten und Regeln auf allen hierarchischen Ebenen der Sprache' führt (S. 152). Die Ungerichtetheit des Sprachgebrauchs nach einer übergeordneten Norm läßt Erscheinungen wie beispielsweise hoher Grad an Polysemie, Ungenauigkeit von Wortbedeutungen (et cetera) erwarten. Sprache mit Leitvarietät zeigt demgegenüber kaum Platz für graphische, flexionsmorphologische, wortbildungsmorphologische, lexikalische und syntaktische Varianz. Den Sprachregeln kommt dabei besondere Bedeutung zu. Darstellungsfunktional klares Sprechen und Schreiben ist sowohl mit den Mitteln einer Sprache ohne Leitvarietät wie mit denjenigen einer Sprache mit Leitvarietät möglich. Das zunehmend kalkülartige Sprachverhalten nach bestimmten Regeln hat nach Meinung des Verfassers seine Ursache in dem gesellschaftlichen Zwang richtigen Sprechens und Schreibens. Da eine kultivierte Handhabung der Sprache zugleich Ausdruck der Bildung ist, wird sie von der Gesellschaft gefordert und unterliegt damit einer sozialen Norm. - A. Betten (Eichstätt) hebt in ihrem Referat die 'Bedeutung von Textsyntax und Textlinguistik für die Sprachgeschichtsforschung' (S. 159-165) hervor. Die Verfasserin zeichnet dabei eine seit gut zehn Jahren in Gang befindliche Entwicklung der Sprachgeschichtsforschung nach, wonach diese nun vermehrt textlinguistische Fragestellungen und Methoden auch auf ältere Texte anwendet. Die Textstrukturen mittelalterlicher Texte sind trotz in jüngster Zeit angewandten textlinguistischen und textsyntaktischen Fragestellungen und Methoden insgesamt noch längst nicht erschöpfend erforscht. Damit weist auch dieser Beitrag auf weitere Forschungsaufgaben auf dem Gebiet der Sprachgeschichte hin. - Mit der Sprache Martin Luthers, und zwar speziell mit der Syntax, befassen sich zwei Beiträge: B. Stolt (Uppsala), Die Bedeutung der Interpunktion für die Analyse von Martin Luthers Syntax (S. 167-180); H.-P. Prell (Bonn), Luthers Übersetzung des NT in protestantischer und katholischer Tradition im 17. Jahrhundert. Zur Wortbildung und Syntax der frnhd. Bibelsprache (S. 217-225). B. Stolt untersucht die Interpunktion in der mit Musik unterlegten 'Deutschen Messe' von a. 1526 sowie in Bibeltexten Martin Luthers, die nicht für den Sprechgesang vorgesehen sind. Die Verfasserin hält als Ergebnis der Untersuchung der Messtexte fest, daß bei Martin Luther durch die Interpunktion keine Strukturierung nach syntaktischen Einheiten, sondern nach Informationseinheiten erfolgt. Der Virgel, die man heute durch ein Komma ersetzen könnte, kam dabei große Bedeutung zu. Der Beginn einer neuen Information wird im geschriebenen Text durch Interpunktionszeichen (beziehungsweise durch größeren Abstand, Absätze oder Majuskeln) signalisiert. Aufgrund der Strukturierung nach Informationseinheiten schlägt die Verfasserin vor, die Syntax Martin Luthers mit dem Prager Schule entwickelten Instrumentarium zu analysieren: Funktionale Satzperspektive, Thema-Rhema-Gliederung; dazu Intonation und Rhetorik. Anhand von Beispielen

aus Martin Luthers Vorrede auf den Psalter exemplifiziert B. Stolt die Methode (S. 172ff.). Für die von der Verfasserin nur kurz erwähnte (S. 172) Majuskel als Gliederungsmerkmal bei Martin Luther sei hier auf eine kürzlich erschienene umfassende Untersuchung von C. Moulin hingewiesen: *Der Majuskelgebrauch in Luthers deutschen Briefen (1517-1546)*, Germanische Bibliothek. Neue Folge. 3. Reihe: Untersuchungen, Heidelberg 1990. In dieser Bamberger Dissertation ist auch ein Kapitel (S. 165-181) dem Zusammenwirken von Majuskelgebrauch und Interpunktion gewidmet, das in dem vorliegenden Zusammenhang von besonderem Interesse ist. - Der Beitrag von H.-P. Prell enthält einen Vergleich der Kapitel 22 und 23 des Matthäusevangeliums in den Wittenberger Drucken von a. 1545 und a. 1626 mit der katholischen Bibelübersetzung von C. Ulenberg aus dem Jahre 1630 im Hinblick auf ausgewählte Phänomene aus den Bereichen der Wortbildung und Syntax. Tendenziell hat C. Ulenberg gegenüber Martin Luther eine 'komplexere Wortbildung bzw. eine motivierte Bildung, wo Luther ein nicht motiviertes Wort oder ein Syntagma benutzt' (S. 218), die der Verfasser als Tendenz der Sprachentwicklung in frühneuhochdeutscher Zeit wertet. Für den Bereich der Syntax wird die Stellung des adnominalen Genitivs sowie die Ausbildung/Erweiterung der Satzklammer und der Gebrauch von Partikeln und Pronomina untersucht. Die zunehmend postnominale Stellung des Genitivattributs sowie die nicht ganz so konsequent durchgeführte Erweiterung der Satzklammer und schließlich die Hinzufügung von Pronomen oder Partikeln bei C. Ulenberg werden ebenfalls als charakteristische Erscheinungen des Frühneuhochdeutschen erklärt. In funktionaler Hinsicht führt der Verfasser als Motiv für die Textänderungen C. Ulenbergs neben der Anlehnung an die Vulgata zwei Tendenzen an, nämlich einerseits das Streben nach morphologischer und syntaktischer Explizitheit und andererseits die Orientierung an der außerbiblischen Schriftsprache des 17. Jahrhunderts (S. 223). - Die Einbettung des Syntaxwandels in der städtischen Gesellschaft des 15. und 16. Jahrhunderts ist das Thema des Beitrags (S. 181-186) von R.P. Ebert (Princeton). Nach einleitenden allgemeinen Überlegungen stellt der Verfasser die Resultate einer Untersuchung des Gebrauchs von einigen Verbstellungsvarianten in Originalhandschriften von über vierzig Nürnberger Verfassern verschiedener sozialer Schichten aus der Zeit von a. 1400 bis a. 1600 dar. Als Grundlage dienten heterogene Texte wie Privatbriefe, offizielle Briefe sowie Tagebücher, Chroniken, Reisebeschreibungen und Erzählungen. Dabei wurden besonders die sozialen und stilistischen Faktoren analysiert. Als Ergebnis der Fallstudie hält der Verfasser fest, daß im schriftlichen Usus eine soziale Schichtung sowie das Zusammenwirken von sozialen und sprachlichen Faktoren nachweisbar ist. Da eine Bewertung der aufgedeckten sprachlichen Varianten durch Mitglieder der historischen Sprachgemeinschaft freilich nicht möglich ist, müssen die Ergebnisse von Untersuchungen zu heutigen Sprachgemeinschaften 'mit Vorsicht' (S. 185) bei der Interpretation der historischen Situation verwendet werden. - F. Simmler (Berlin) behandelt 'Makrostrukturelle Veränderungen in der Tradition des frühneuhochdeutschen Prosaromans' (S. 187-200) anhand der Überlieferung des Mageloneros, zu dem der Verfasser selbst in Berlin eine vollständige Sammlung der deutschsprachigen Texttradition zusammengetragen hat. Mit der Studie knüpft F. Simmler an eigene Untersuchungen an, die er zu Makrostrukturen in lateinischen und deutschen Textüberlieferungen der Regula Benedicti (siehe S. 197, Anmerkung 1) durchgeführt hat. Aus den zahlreichen Einzelergebnissen sind hier einzelne Punkte (S. 197) hervorzuheben: Der frühneuhochdeutsche Prosaroman wird durch ein Bündel von Makrostrukturen konstituiert, an dem Initiatoren (Angaben zur Textklassifikation, zu den Hauptpersonen, zur Übersetzung und zur Vorlage et cetera) und Kapitel (Sicherung der Kontinuität der Handlung) entscheidend beteiligt sind. Die Makrostrukturen sind mit textuellen syntaktischen und lexikalischen

Merkmalen verbunden, die die chronologische Abfolge des Erzählten gewährleisten. Die textuellen Merkmale des frühneuhochdeutschen Prosaromans sind beim Magelonestoff bei den Handschriften und den ersten Drucken bereits vollständig ausgebaut. Besondere Beachtung verdient die Entstehung von Absatzstrukturen unter dem Aspekt der Textrezeption. - A. Schwob (Graz) berichtet aus der Werkstatt der von ihm selbst geleiteten Edition der Lebenszeugnisse Oswalds von Wolkenstein (S. 201-208). Im wesentlichen geht es dem Verfasser um die Möglichkeiten einer sprachwissenschaftlichen Nutzung der Edition. Das Korpus setzt sich vornehmlich aus Urkunden (im weiteren Sinne) aus dem Rechtsleben und Geschäftsleben des 14. und 15. Jahrhunderts zusammen, die eine präzise Datierung und Lokalisierung ermöglichen und deren Aussteller und Adressaten genannt sind. Um eine größtmögliche Offenheit des Materials für Untersuchungen verschiedenster Art zu erreichen, ist die Edition weitgehend vorlagengetreu angelegt (sich im einzelnen S. 205). Graphische Varianz ist beibehalten und gerade nicht normalisiert worden. Auch Eingriffe in die Zusammenschreibung und Getrennschreibung oder Großschreibung und Kleinschreibung, die üblicherweise bei Editionen stillschweigend vorgenommen werden, sind unterlassen worden. Bequeme Lesbarkeit ist mithin nicht oberstes Gebot der Edition. Die Edition der Lebenszeugnisse Oswalds, die Rechtshandlungen, Geschäftsbeziehungen, politische Aktivitäten und private Kontakte in gleicher Weise dokumentieren will, kann wohl als wichtiges Instrumentarium für Untersuchungen der regionalen Schreibsprachen im 14. und 15. Jahrhundert dienen. - Nachdem R. Bergmann in seinem Beitrag die Aufgaben einer historischen Wortbildungslehre des Althochdeutschen programmatisch entworfen hat, befaßt sich R. Bentzinger (Berlin/Erfurt) mit der historischen Wortbildungslehre des Frühneuhochdeutschen, und zwar speziell mit der Verwendung von Adjektivsuffixen (S. 209-215). Grundlage der Untersuchung waren zunächst Erfurter Drucke aus den Jahren 1519 bis 1550. Danach wurde der Gebrauch von Adjektivsuffixen in den Zeiträumen von a. 1570 bis a. 1630 und von a. 1670 bis a. 1730 behandelt. Im Mittelpunkt der Untersuchung standen zunächst Entwicklungstendenzen beim Gebrauch der Suffixe überhaupt, sodann der Zusammenhang zwischen Textsorte/Gattung, Sprachlandschaft, Autor und Drucker einerseits sowie Distribution und Bedeutungsentwicklung der Suffixe andererseits. Mehr als zwei Drittel des Gesamtbestandes machen die Suffixe *-lich*, *-lichen*, *-ig*, *-icht*, *-iglich* aus. Die Verwendung einiger Adjektive ist auf bestimmte Textsorten beziehungsweise Gattungen beschränkt (zum Beispiel *abredig* nur in juristischen Texten). Noch deutlicher sind die Unterschiede in der Wortbedeutung. Ein Wort kann in einem religiösen Text eine ganz andere Bedeutung haben als in einer medizinischen Schrift (zum Beispiel *tödlich*). Die Suffixvariation kann aber auch insgesamt textsortenspezifisch sein. Zum Beispiel tritt die pejorative Bedeutung von *-isch* in einigen religiösen Schriften stärker hervor als in anderen. Demgegenüber ist der Einfluß von Autor und Drucker für den Suffixgebrauch nur gering. Das Dialektgebiet übt gar keinen Einfluß auf die Distribution der Suffixe aus. Ein Vergleich der Distribution der Adjektivsuffixe in den Erfurter Drucken und in den beiden Querschnitten zeigt, daß die Verwendung der Suffixe sich stetig zum Neuhochdeutschen hin entwickelt, allerdings nicht konstant, sondern mit Widersprüchen und Stagnationen. - A. Massers (Innsbruck) Beitrag hat die erste Übersetzung der *Germania* des Tacitus durch Johann Eberlin von Günzburg aus dem Jahre 1526 zum Gegenstand (S. 227-238). Die nur als autographes Konzept vorliegende Übersetzung wird unter den Fragestellungen, was J. Eberlin mit der Übertragung bezweckt hat und wie sie ihm gelungen ist, untersucht. An zahlreichen Kostproben für J. Eberlins Übersetzungskunst wird seine Fähigkeit, treffende und einprägsame Formulierungen zu finden, nachgewiesen. Andere Beispiele belegen unzureichende philologische Kenntnisse sowie

mangelnde Informiertheit in Sachfragen, die eine Bewältigung des schwierigen lateinischen Textes verhindern. Die sprachliche Gewandtheit J. Eberlins erinnert an diejenige Martin Luthers, dessen Werke J. Eberlin eifrig las und mit dem er während seines Studienaufenthaltes in Wittenberg a. 1522/1523 engen Kontakt pflegte. - G.A.R. de Smet (Gent) untersucht (S. 239-247) Wörterbücher, die im 16. Jahrhundert im deutschen Sprachraum entstanden und gedruckt worden sind und die im Dienst der Erlernung der lateinischen Sprache standen und in denen die deutsche Volkssprache als Interpretersprache eine Rolle spielt. Der Verfasser zeigt, daß diese Wörterbücher als Quellen der Wortgeschichte und historischen Wortgeographie genutzt werden können, darüber hinaus auch über die normativen Vorstellungen Aufschluß geben, die sprachbewußte Drucker und Lexikographen von der sich ausbildenden Gemeinsprache hatten. Diese Normvorstellungen sind durch Vergleiche der aufeinander folgenden Drucke festzustellen. G.A.R. de Smet vergleicht für diesen Zweck den deutschen Teil des *Lexicon Trilingue*, einer Umarbeitung des 'Großen Fries' auf der Grundlage des *Thesaurus Latinae Linguae* aus dem Jahre 1586, die von dem Straßburger Verleger Th. Rihel übernommen wurde, mit den Züricher Drucken des 'Großen Fries' von a. 1568 und a. 1574 anhand orthographischer, lautlicher und morphologischer Kriterien. Insgesamt zeigt sich ein Gegensatz der 'konservativen' Zürcher Druckersprache einerseits und der 'fortschrittlichen' Sprachbehandlung im Rihelschen Verlagshaus andererseits. - F. Hartwegs (Paris) Beitrag (S. 249-257) schließt sich thematisch an den vorausgehenden an. Der Verfasser analysiert Abweichungen im lexikalischen Bereich, die sich zwischen Martin Luthers Übersetzung des Neuen Testaments und den Nachdrucken durch J. Schott (a. 1523?) und J. Knoblauch (a. 1524) vollzogen haben. Die Nachdrucker passen dabei die Sprache der Lutherschen Schrift mehr oder weniger stark ihrer heimischen Mundart an. Der Austausch von Lexemen, der in der Studie am Beispiel des Ersatzes von *mal(l)men* durch *zerknyrßen* / *zerknytschen* (S. 252ff.) veranschaulicht wird, ermöglicht eine (behutsam vorzunehmende) regionale Einordnung der Lexeme. Damit leistet die Analyse einen Beitrag zu dem von W. Kleiber entworfenen Projekt der historischen Dialektologie. - Unter dem kurzen Titel 'Textbildung (nach der Frühzeit der Buchdrucks)' (S. 259-272) behandelt H. Wellmann (Augsburg) das Wechselspiel zwischen sprachlichen Inhalten und Formen, durch das ein Text ein strukturiertes, einheitliches Ganzes wird. Der Verfasser verdeutlicht anhand einzelner Beispiele aus dem Bereich der Textbildung, daß die 'Schriftsteller' des frühen 16. Jahrhunderts einen großen Beitrag zur Entwicklung des Neuhochdeutschen geleistet haben. In den Bereichen der Schreibung und Lautung, die traditionell für die Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte herangezogen werden, ist das 16. Jahrhundert sicher als die Zeit anzusehen, in der sich die Grundzüge einer gemeinsamen neuhochdeutschen Literatursprache herausbildeten. Um das Jahr 1520 zeigt sich ein rapider Abbau der Varianten und damit zugleich ein Schritt in Richtung auf eine einheitliche Schriftsprache. Ein ähnlicher Befund zeigt sich nach der Darstellung des Verfassers im Bereich der Textbildung. Seit den zwanziger Jahren findet ein Schub bei der Innovation von Textstrukturen, Textformen, Textarten und Textstilen statt, der durch die Erfindung des Buchdrucks ermöglicht, durch die starke Erweiterung des Wissenshorizonts gefördert und schließlich durch die Absicht der Verfasser unterstützt wurde. Aus diesem Grund schlägt H. Wellmann vor, bei der Periodisierung des Frühneuhochdeutschen die Zeit vor dem Jahre 1520 als Frühneuhochdeutsch I von der Zeit nach dem Jahre 1520 als Frühneuhochdeutsch II abzuheben. - Der folgende Beitrag (S. 273-280) von G. Kettmann (Berlin/Halle) ist vorwiegend methodisch ausgerichtet. Der Verfasser entwickelt ein Konzept, nach dem die Beschreibung des graphematischen Entwicklungsstandes des 17. Jahrhunderts engmaschiger als bisher durchgeführt werden

könnte. Als Ansatzpunkte nennt der Verfasser zum einen die Nutzung vorhandener Variantenpotentiale in den einzelnen (Groß-)Landschaften und zum anderen die Rolle des Buchdrucks. Der Stellenwert, den nicht in das Neuhochdeutsche aufgenommenen Varianten im Grapheminventar einer Landschaft zu einem bestimmten Untersuchungszeitpunkt noch zukommt, und damit der erreichte Grad der Schreibsprachentwicklung ist zu definieren und dann mit anderen Landschaften zu vergleichen. Um die Druckersprache präziser fassen zu können, entwirft der Verfasser beispielsweise die folgenden Testreihen (S. 277): 1. 1 Autor - verschiedene Druckorte einer Landschaft - gleiches Jahr; 2. 1 Drucker - verschiedene Autoren - gleiches Jahr; 3. mehrere Drucker eines Ortes - gleicher Autor - gleiches Jahr; 4. 1 Autor - verschiedene Druckorte in unterschiedlichen Landschaften - beieinander liegende Drucktermine. Insgesamt ist eine genauere Untersuchung der sprachlichen Entwicklungsprozesse im 17. Jahrhundert ein Desiderat der Forschung, worauf in dem Beitrag mehrfach hingewiesen wird. - G. Fritz (Tübingen) untersucht die Sprache der ersten periodischen Zeitungen im 17. Jahrhundert (S. 281-288). Diese noch wenig erforschte Quelle ist durch Heterogenität der Textsorten, der Themen sowie der Textherstellung gekennzeichnet. Der Verfasser zeigt anhand ausgewählter Beispiele (S. 283ff.), daß trotz aller Heterogenität des Materials ein Zusammenhang zwischen den drei Bereichen Textsortenstruktur und Themenstruktur und Syntax beziehungsweise Wortschatz erkennbar ist. - Eine andere Quelle der deutschen Sprachgeschichte des 17./18. Jahrhunderts behandelt G. Bellmann (Mainz) mit Differentialia-Sammlungen (S. 289-300). Autoren derartiger Sammlungen sind vornehmlich Pädagogen (zunächst ostmitteldeutsche Pädagogen), die die Differentialia-Paare in ihrer unterrichtspraktischen Arbeit einsetzten, um den Schülern eine schriftgemäße Aussprache beizubringen (S. 296). Das bereits im 16. Jahrhundert bei F. Frangk in dessen *Orthographia* (a. 1531) formulierte Gebot der schriftgemäßen Aussprache wird im 18. Jahrhundert mit besonderer Energie durchgesetzt. Die mit den Sammlungen verbundene lexikologische Problematik wird besonders deutlich bei der folgenden Unterscheidung der Differentialia-Typen (S. 292f.) durch H. Freyer (a. 1728): I. Homonyme wie *arm* - *Arm*; II. nichthomographe Homophone wie *Boot* - *bot*; III. nichthomographe 'Fast'-Homophone (besser Paronyme) wie *Beile* - *Beule*. Das selbstverständliche Anliegen aller orthographischen Anweisungen ist die Unterscheidung von Wörtern des zweiten Typs. Interessant sind die Wörter des dritten Typs, die orthographisch zu einem Problem werden, wenn durch die (damals sogenannte 'Provincialessprache' (S. 294) die lautliche Minimalunterscheidung aufgehoben wird und völlige Homonymie eintritt (zum Beispiel bei *Pein* - *Bein*, *Bühne* - *Biene*). - Mit der Untersuchung (S. 301-311) der Vorrede zu einem Neudruck der Zürcher Bibel aus dem Jahre 1772 von W. Besch (Bonn) kommt schließlich die Schlußphase der Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache im 18. Jahrhundert in den Blick. Ein von dem Verfasser vorgenommener Sprachvergleich zwischen dem Bibeldruck von a. 1755 und demjenigen von a. 1772 gibt zu erkennen, wie in dem jüngeren Druck die sogenannte 'altmodische Schreibart' (S. 304) aufgegeben wurde und auf welche Weise die Anpassung an die neue Schreibart erfolgte. Mittels einer vollständigen Zusammenstellung aller Änderungen der Bibel von a. 1772 gegenüber der Vorlage könnte ein Katalog zürich-deutscher Charakteristika der Druckersprache dieser Zeit erstellt werden. Der Beitrag zeigt erneut, daß eine systematische Erfassung und Beschreibung der schriftsprachlichen Varianten im 18. Jahrhundert ein Forschungsdesiderat ist. - Der letzte Beitrag (S. 313-320) des Bandes, der die deutsche Schriftsprache des 18. Jahrhunderts zum Gegenstand hat, befaßt sich speziell mit den Diminutiva, und zwar mit dem Suffixgebrauch in den verschiedenen Sprachlandschaften, der graphischen Realisierung sowie der Flexionsmorphologie. Im Mittelpunkt der

Untersuchung von M. Schebben-Schmidt (Bonn) stehen die Diminutivsuffixe *-lein*, *-chen* und der speziell im Oberdeutschen vertretene Typ *-(-)l(-)*. Die entscheidende Entwicklung von der noch überwiegend landschaftlich bestimmten Distribution der Suffixtypen im ausgehenden 17. Jahrhundert zur eindeutigen Vorherrschaft des Gutturalsuffixes *-chen* in der Schriftsprache findet im 18. Jahrhundert statt. Das Liquidsuffix *-lein*, das durch überregionalen Ausgleich zugunsten von *-chen* quantitativ eingeschränkt gebraucht wird, findet am Ende des 18. Jahrhunderts vorwiegend in der Lyrik Anwendung, während *-chen* das vorherrschende Suffix in Gebrauchsprosa und Prosadichtung ist. Die Ergebnisse der Studie finden sich zum großen Teil auch in der von der Verfasserin nicht zitierten Untersuchung H. Tiefenbachs, *-chen* und *-lein*. Überlegungen zu Problemen des sprachgeographischen Befundes und seiner sprachhistorischen Deutung. Mit fünf Karten, ZDL 54 (1987) S. 2-27, besonders S. 13-15. - S. Grosse (Bochum) stellt 'Überlegungen zur deutschen Sprache im 19. Jahrhundert' an (S. 323-328). Das Ende des Zweiten Weltkrieges ist stets als Beginn der Gegenwartssprache angesehen worden. Der Verfasser führt demgegenüber andere Ereignisse an, die auf die Sprachentwicklung womöglich größere Wirkung gezeitigt haben. So erinnert S. Grosse an den Aufbau und Ausbau des Schulwesens, der besonders mit der Einführung der Schulpflicht um das Jahr 1870 weitreichende Folgen für den Gebrauch der Schrift hat. Von der Jahrhundertmitte an nimmt die Zahl der Leihbüchereien zu, womit (unter anderem) eine Expansion des Wissens eingeleitet wird. Lexika und Enzyklopädien werden allgemein zugänglich und führen zu einer Ausdehnung des Wortschatzes und zur Aufnahme von Fremdwörtern. Mit den breit erworbenen Schreibfertigkeiten und Lesefertigkeiten und ihren Auswirkungen auf den Umgang mit der Sprache spricht der Verfasser ein Untersuchungsfeld an, das der Germanistik neue lohnenswerte Erkenntnisse verspricht. - Von H. Ebert und M. Krieger (Bonn) (S. 329-336) werden von Bergleuten verfaßte Bittbriefe und Beschwerdebriefe vornehmlich des 19. Jahrhunderts im Hinblick auf zeittypische sprachstilistische Möglichkeiten des Bittens untersucht. - H. Moser (Innsbruck) berichtet über das von ihm geleitete Projekt 'Österreichische Stellenanzeigen 1900 und heute' (S. 337-351) mit dem Ziel, den Sprachwandel an dieser Textart aufzuzeigen. Das Projekt basiert (bislang) auf einem Korpus von 1.800 Stellenanzeigen (Stellenangebote und Stellengesuche) aus drei überregionalen Wiener Zeitungen der Jahre 1895, 1900 und 1905. Unter der großen Zahl von Auswertungsgesichtspunkten wurden in der Studie die folgenden besonders herausgestellt: Charakteristik der Textart, auftretende Berufsbezeichnungen und Stellenbezeichnungen, Arbeitsbereiche, geschlechtsspezifische Berufe, Fremdsprachenkenntnisse sowie Ausdrücke für Angebot und Nachfrage. Der mit Abbildungen moderner und aus dem Anfang des Jahrhunderts stammender Stellenanzeigen illustrierte Beitrag gibt nicht nur Einblick in den Wandel der Arbeitswelt, sondern deckt auch manche sprachliche Änderung im Laufe des Jahrhunderts auf. Schließlich bringen die 'Stellenanzeigen um 1900' den an moderne Anzeigen gewöhnten Leser so manches Mal zum Schmunzeln. - L. Saltveit (Haugesund) untersucht in seinem Beitrag 'Die Mundart als Ergänzung zu den alten Texten bei der sprachgeschichtlichen Formenerfassung im verbalen Bereich' (S. 353-361) die Verwendung von *werden* mit dem Partizip Präsens und diejenige von *werden* mit dem Infinitiv in verschiedenen Dialekten und in verschiedenen Sprachstufen des Deutschen. Der Verfasser knüpft damit an eine eigene umfangreichere Untersuchung zu dieser Thematik aus dem Jahre 1962 an (siehe S. 360, Anmerkung 8). L. Saltveit versucht anhand von Beispielen nachzuweisen, daß die Konstruktion *werden* mit dem Infinitiv eine gemeingermanische Verbalfügung ist, auch wenn manche Grammatiken (S. 359f.) daran noch zu zweifeln scheinen. - P. Valentin (Paris) zeichnet in seinem Beitrag (S. 363-369) die geschichtliche

Entwicklung des deutschen Modusystems nach. Der Verfasser sieht es als 'schwachen Punkt' (!) (S. 365) des althochdeutschen Modusystems an, daß der Konjunktiv II den Irrealis (zum Beispiel *legiti* 'gelegt hätte' neben 'legen würde') ausdrücken kann. Erst mit der Durchsetzung der Perfektformen in späthochdeutscher Zeit wird die Aporie beseitigt, indem nun die Präteritumsform *legete* als Präsens und *geleget hæte* als Präteritum des Irrealis verwendet wird. Die Form *geleget habe* wird hingegen fast nur in der indirekten Rede gebraucht. Im 17. und 18. Jahrhundert baut sich die indirekte Rede weiter aus. Die Formen *komme* und *gekommen sei* werden zu typischen Kennzeichen der indirekten Rede. Den Konjunktivformen fehlt dabei offensichtlich die temporale Bedeutungskomponente. In der heutigen Umgangssprache zeigt sich die Tendenz, auch in der indirekten Rede den Indikativ zu verwenden. Der Verfasser vermutet (S. 368), daß der Indikativ deshalb gesetzt werden kann, weil die Situation bereits durch den Einleitesatz ausreichend markiert ist. Zudem setzen sich Umschreibungen mit dem Infinitiv und dem Konjunktiv Präteritum von *werden* für die Formen des Konjunktivs Präteritum (wie zum Beispiel *würde gehen* für *ginge*) durch. An manchen Stellen ist die Studie schwer verständlich, da der Verfasser mit Präsens beziehungsweise Präteritum sowohl die präsentische oder präteritale Bedeutungskomponente als auch die grammatikalische Form des Präsens beziehungsweise Präteritums bezeichnet. Die Form *ginge* wird beispielsweise als Präsensform des 2. Konjunktivs (S. 368) und nicht (wie üblich) als Konjunktiv Präteritum oder wegen der fehlenden Bedeutungskomponente besser als Konjunktiv II bezeichnet (siehe R. Bergmann - P. Pauly, *Neuhochdeutsch. Arbeitsbuch zur Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, 3. A. Göttingen 1983, S. 65-72, besonders S. 70). - E. Erämetsä (Turku) untersucht diskontinuierliche Strukturen in Sätzen wie '*Wo hat er die Pistole her?*' (S. 371-380). Die Frage, ob *her* der zweite Teil des Adverbs *woher* oder Bestandteil des zusammengesetzten Verbs *herhaben* ist, wird in den Grammatiken des Deutschen unterschiedlich beantwortet, wobei sich eine allmähliche Veränderung der Betrachtungsweise von J.Ch. Adelung über J.H. Campe bis heute verfolgen läßt. Nach einer Erklärung des Terminus *diskontinuierlich* und des in der Duden-Grammatik für die gleiche Erscheinung verwendeten Terminus *Tmesis* gibt der Verfasser abschließend einen Erklärungsversuch, wonach das Modell der häufig auftretenden trennbaren Verben (zum Beispiel *ankommen*, *eintreffen*) den Gebrauch der diskontinuierlichen Formen befördert haben könnte. - W. Admoni (Leningrad) befaßt sich mit dem Problem des Ungenauen in der Sprache (S. 381-386), und zwar speziell mit der Semantik der grammatisch negierten Sachverhalte. Der Verfasser führt aus russischen Volksliedern und aus einer Ode F.G. Klopstocks Beispiele an, die verdeutlichen, daß die grammatisch negierten Redegebilde, die folglich in der Realität fehlen (zum Beispiel: *Graun der Mitternacht schließt mich nicht ein,/ ihr Verstummen nicht ...*), im Gehalt der Dichtung und in der Vorstellung des Lesers oder Hörers gerade vorhanden sind und an der Semantik des Satzes teilnehmen. Hier zeigt sich die Kunst der Sprache, die scheinbar entgegengesetzten Dinge in enge Berührung zu bringen. - H.H. Munske (Erlangen) legt mit seinem Beitrag (S. 387-401) einen Entwurf zur Darstellung des Wandels des deutschen Wortschatzes vor. Die Veränderungen im Wortschatz lassen sich durch die Kategorien Vermehrung, Abwandlung und Schwund zusammenfassen. Neben der Vermehrung von Lexemen (durch Wortbildung, Phraseologiebildung und Entlehnung) hält der Verfasser die Vermehrung von Sememen für den Kern allen Bedeutungswandels. Unter dem Terminus Bedeutungsbildung faßt H.H. Munske sämtliche Mittel, die zur Entstehung neuer Bedeutungen vorhandener Lexeme führen (metaphorische und metonymische Bedeutungsbildung, Bedeutungsverengung, Bedeutungserweiterung, Pejoration, Bedeutungswandel infolge von Sachwandel). Bedeutungs-

bildung hat dabei zugleich einen kreativen und einen prozessualen Aspekt. Der Verfasser plant einen weiteren Ausbau der hier gegebenen Skizze, den er als ersten Schritt 'zu einer Neukonzeption der Wortgeschichte' (S. 400) ansieht. - Es folgen sodann zwei Referate, die sich mit der Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte auseinandersetzen. P. Wiesingers (Wien) Vorschlag (S. 403-414) geht dahin, die Periodisierung nicht allein nach dem Faktor Zeit, sondern auch nach dem Faktor Raum vorzunehmen, das heißt über die Diachronie hinaus auch die Diatopie zu berücksichtigen. Diese Kombination führt dann zugleich zu einer zeitlichen und räumlichen Staffelung, da eine Erscheinung meist in einem bestimmten Raum einsetzt und sich von dort ausbreitet, also das räumliche Auftreten ein zeitliches Nacheinander einschließt und sich damit die Vorgänge auch über eine längere Zeitspanne erstrecken. Eine punktuelle Scheidung von sprachgeschichtlichen Perioden läßt sich somit nicht vornehmen, vielmehr sollten Übergansperioden eingeführt werden, die die Entwicklungen von zukünftig bedeutsam werdenden Spracherscheinungen ebenso einschließen wie ihre großräumige Aufnahme. - J. Schildt (Berlin) (S. 415-420) hält es demgegenüber für wichtig, den Wandel in den Texten/Textsorten zusätzlich als Kriterium bei der Periodisierung der Sprachgeschichte heranzuziehen. Wie tragfähig das Konzept ist, muß sich allerdings erst durch weitere Untersuchungen zeigen. - N.R. Wolf (Würzburg) plädiert in seinem Beitrag 'Über eine textlinguistische Sprachgeschichte' (S. 421-429) ebenfalls dafür, den Text als 'primäres sprachliches Faktum' (S. 427) in Fragen zur Periodisierung mit einzubeziehen. Aus der Fülle interessanter Beispiele seien hier zwei besonders eindrucksvolle herausgegriffen. Am Beispiel der Murbacher Hymnen zeigt der Verfasser, daß sich der Sprachhistoriker der tatsächlichen Überlieferung zuwenden muß und sich nicht auf neuzeitliche Editionen verlassen kann, da diese den Text häufig auf irgendeine Weise normalisieren und somit zu Fehlinterpretationen verleiten. Die gängige (aber offenbar falsche) 'Handbuchmeinung' (S. 424) über die Murbacher Hymnen, daß 'der Übersetzer 'zu einem dichterischen Plus eigener Prägung' fähig gewesen sei, daß 'er streckenweise seine eigene hymnische Sprache' spreche' (S. 424), ist durch moderne Editionen hervorgerufen worden. Eine Handschriftenautopsie hat hingegen ergeben, daß 'zahlreiche deutsche Interpretamente, die als Interlinearglossen notiert sind, nur in ihren Flexionsendungen aufgeschrieben' (S. 424) wurden. Bei den Murbacher Hymnen ist demnach wohl nicht an eine zusammenhängende Lektüre der interlinearen Interpretamente zu denken, sondern vielmehr an eine grammatische Kennzeichnung des entsprechenden lateinischen Wortes als Hilfe für Lateinschüler. Die bereits von R. Schützeichel (sich S. 52) geforderte Hinwendung an die Überlieferung selbst (und nicht an Editionen) erweist sich hier erneut als unabdingbares Erfordernis philologischer Arbeit. Neue Akzente setzt der Verfasser mit den sich anschließenden Ausführungen, die verdeutlichen sollen, wie stark im mittelalterlichen Deutsch die Wirkung der Textart sein kann. Als Beispiel führt N.R. Wolf 'Wörter mit althochdeutsch anmutenden vollen Endsilben' (S. 427) der a. 1294 in der Zisterze Heilsbronn entstandenen *Summarium-Heinrici*-Handschrift Erlangen, UB. Ms. 396 an. Diese Graphien sind bislang (sich zum Beispiel K. Siewert, *Zu neuentdeckten Glossenhandschriften und zu neuentdeckten Glossen*, R. Schützeichel, *Addenda und Corrigenda* (II) zur althochdeutschen Glossensammlung, *Studien zum Althochdeutschen* 5, Göttingen 1985, S. 99; zum *Summarium Heinrici* sich N. Wagner, *Zur Datierung des 'Summarium Heinrici'*, *ZDA* 104, 1975, S. 118-126; St. Stricker, *Basel ÖBU* B IX 31, *Studien zum Althochdeutschen* 13, Göttingen 1989, S. 466-473) als Reflex einer konservierenden Tradition angesehen worden, deren Wurzeln in althochdeutsche Zeit hinabreichen (zum *Summarium Heinrici* sich H. Tiefenbach, *Der Name der Wormser im Summarium Heinrici*, *BNF. NF* 10, 1975, S. 275-280). N.R. Wolf wertet die Formen

hingegen als textlinguistische Signale für eine archaische Textart. Das heißt, die archaische Textart Glossen ruft archaische Graphien hervor. Die von N.R. Wolf als Argument gegen die Annahme einer Abschrift aus älterer Vorlage genannte Glosse *wormizera* der Erlanger Handschrift, 'die erst um 1200 in den Text gelangt ist' (S. 427; zitiert nach R. Hildebrandt, Zu einer Textausgabe des 'Summarium Heinrici': Der Erlanger Codex (V), ZDA. 101, 1972, S. 298), kann nicht unbedingt als schlagender Beweis angesehen werden. Von R. Hildebrandt wird an der genannten Stelle lediglich die Vermutung geäußert, daß der Notarius Eigilo von Bingen die Glosse bei seiner Kopie des Glossars um das Jahr 1200 eingesetzt haben könnte (R. Hildebrandt, ZDA. 101, 1972, S. 298: 'könnte diese Eigilo ... *wormizera* eingesetzt haben'). Da über die Summarium-Vorlage, die Eigilo zur Verfügung hatte, in diesem Punkt nichts bekannt ist, wäre es spekulativ zu behaupten, die von Eigilo benutzte Vorlage, für deren Entstehung der Zeitraum um das Jahr 1200 als *Terminus ante quem* zu gelten hat, habe die Glosse *wormizera* noch nicht enthalten. R. Hildebrandt äußert (S. 299) sogar die Vermutung, daß Eigilo möglicherweise das Original des Summarium Heinrici als Vorlage benutzt hat. In dem Fall könnte der volle Endungsvokal bei *wormizera* ohne Not durch das relativ hohe Alter der Vorlagenhandschrift erklärt werden. Die Auffassung, daß mit dem Wort ein originärer Eintrag aus der Zeit um das Jahr 1200 vorliegt, ist jedenfalls nicht sicher bewiesen. Der von N.R. Wolf vorgelegte neue Erklärungsversuch anachronistisch alter Formen müßte erst insgesamt durch weitere Untersuchungen erhärtet werden. Dabei wäre (unter anderem) den Fragen nachzugehen, ob es sich bei einem Kompendium wie dem Summarium Heinrici überhaupt um eine archaische Textart handelt und warum andere zum gleichen Zeitpunkt entstandene lateinisch-deutsche Glossare, die in ihrem volkssprachigen Wortgut jüngeren Lautstand aufweisen, offenbar nicht als archaisch empfunden wurden. Zudem bliebe erklärungsbedürftig, warum die 'archaische Textart' nur mehr oder weniger vereinzelt (aber keineswegs konsequent) archaische Graphien hervorgerufen hätte. In jedem Fall hätte eine Bestätigung der Annahme N.R. Wolfs für die Glossenforschung weitreichende Folgen. Sie würde beispielsweise dazu führen, daß es methodisch unzulässig wäre, wie bisher üblich (siehe beispielsweise P. Pauly, Die althochdeutschen Glossen der Handschriften Pommersfelden 2671 und Antwerpen 17.4. Untersuchungen zu ihrem Lautstand, Rheinisches Archiv 67, Bonn 1968, S. 162ff.) eine Datierung der Glossen anhand des Lautstandes vorzunehmen. Volle Endsilbenvokale wären dann nicht unbedingt ein Indiz für das hohe Alter der Glossen, sondern möglicherweise nur ein textlinguistisches Signal für die archaische Textart. - P. von Polenz (Trier) befaßt sich mit den 'Anfängen sprach(en)politischen Verhaltens in Deutschland' (S. 431-441). Er postuliert, daß eine deutsche Sprachgeschichte nicht nur Sprachexpansionen, sondern auch Sprachverdrängungen (wie zum Beispiel die Verdrängung slawischer Sprachen aus ostdeutschen Gebieten) behandeln muß, und zwar eingebettet in den Rahmen sozialökonomisch konsequenter historischer Prozesse. Für Sprachenideologie und die Ausübung sprachpolitischer Zwänge bietet nicht allein das Mittelalter mit seiner rigorosen kirchlichen Sprachenideologie Beispiele, sondern ebenso die Gegenwart, in der sich eine neue Intoleranz der Deutschschreibenden gegenüber fremden Minderheitensprachen (zum Beispiel Sprachen der Gastarbeiter) und unterlegenen Varietäten herausgebildet hat. - Einen weiteren Beitrag zu der in jüngster Zeit verstärkten Diskussion über das Wort *deutsch* leistet die Studie (S. 443-453) von H. Beck (Bonn), 'Deutsch' in den Anfängen der Germanistik. Der Verfasser zeigt den Gebrauch des Wortes *deutsch* bei J. Grimm auf und erläutert von da ausgehend die historische Entwicklung des Wortes und seiner Bedeutungsverwandten *hochdeutsch*, *germanisch*, *teutonisch* anhand einiger Beispiele. - In dem Schlußbeitrag des Bandes (S. 455-465)

resümiert H. Penzl (Berkeley, Calif.) den Stand der Forschung in der deutschen Sprachgeschichte, und zwar bezogen auf die Vorgeschichte des Deutschen, dann auf das Althochdeutsche und Altsächsische, auf das Mittelhochdeutsche und Frühneuhochdeutsche und schließlich auf das Neuhochdeutsche der Gegenwart. Der Beitrag enthält eine Fülle von Einzelinformationen, die zum Teil in den vorhergehenden Referaten ausführlicher (zum Teil auch kontrovers) behandelt worden sind und hier nicht im einzelnen wiedergegeben werden können. Das den Forschungsstand (freilich aus subjektiver Sicht) zusammenfassende Referat rundet den Band gut ab, da Forschungsfortschritte und zukünftige Forschungsaufgaben thematisiert sind. Der Beitrag ist (wie zahlreiche andere Referate des Bandes auch) zugleich ein Plädoyer für die Forschung auf dem Gebiet der deutschen Sprache, die durch die richtungsweisenden Arbeiten J. Erbens in entscheidender Weise geprägt worden ist. - Der Band umfaßt zahlreiche Beiträge zur Wortbildung, zur Syntax, speziell zur Sprache Martin Luthers und zur Entstehung unserer Schriftsprache, womit zugleich das Hauptarbeitsgebiet J. Erbens Gegenstand ist. Der Beitrag der Namenforschung zur Sprachgeschichte kommt hingegen nicht zu Wort. - Die Beiträge sind zumeist mit Anmerkungen oder mit einem Literaturverzeichnis (zuweilen auch mit beidem) ausgestattet, wobei die Zitierweise nicht vereinheitlicht worden ist. Bedauerlich ist vielleicht, daß der umfangreiche Band weder mit Kolumnentiteln, die der Übersichtlichkeit dienen, noch mit Registern ausgestattet ist, dem Leser somit die Sucharbeit nicht erspart bleibt. Die Erträge des Buches werden dadurch freilich nicht geschmälert. Überhaupt ist der Band in besonderer Weise ein Zeugnis für die Lebendigkeit der Forschung auf dem Gebiet der deutschen Sprachgeschichte. Der Anteil J. Erbens an ihr wird durch das von P. Kourukmas (Bonn) zusammengestellte Verzeichnis seiner Veröffentlichungen (S. 467-482) dokumentiert. Es umfaßt 166 Arbeiten aus den Jahren 1949 bis 1990, von denen zahlreiche zu Standardwerken des Faches gehören und nach einer Formulierung St. Sondereggers (S. 31) grammatische Meisterwerke sind. Beschlossen wird der Band durch die umfangreiche Tabula Gratulatoria (S. 483-485), die Wissenschaftler zahlreicher Länder umfaßt. Die Festschrift ist ein Werk, das die Erforschung der deutschen Sprachgeschichte sehr bereichert und zugleich Impulse für weitere Forschungen gibt. Der Band ist den nicht hoch genug einzuschätzenden Verdiensten des Jubilars angemessen, die in den einzelnen Beiträgen von den Verfassern durch die Bekundung kollegialer Verbundenheit und hohen Respekts ausgedrückt und die schließlich auch in dem Vorwort von dem Herausgeber W. Besch auf ansprechende Weise gewürdigt werden. (Bamberg, Stefanie Stricker)